

Leute als „Raffinum“ einen Negler oder einen braunen Burischen besitzen, der dann in glänzender Kleidung einhergeht. Man kriegt er auf den Fremden zu und sagte freudig: „Du, hör mal, bei wem dient denn du, daß du eine so feine Sturze anhatt?“ — „Ja,“ meinte der japanische Hauptmann, „ich kann's schon machen, mein Herr hat Geld! Hier hast du eine Mark, trinke ein Maß auf meine Gesundheit.“

Der König von Spanien. Das durch Europa lösende, alle Welt aufregende Kriegsgeschick hat natürlich auch auf der Pyrenäenhalbinsel seinen Niederschlag gefunden und ist zu den Ohren des Beherrschers von Spanien gedrungen, der in San Sebastian, fern von Madrid und von den Regierungsjorgen süße Ruhe suchte. König Alfonso XII. so wird berichtet, sprach bei einem Garzener, einem Artillerie-Offizier an — für diese Besäße scheint der Herr King, verschiedenen Nachrichten zufolge, eine besondere Vorliebe zu haben — und fragte, ob San Sebastian auch genügend besetzt sei. Als ihm dies bejaht wurde, meinte der kleine Souverän: „Das ist schon ganz gut, aber da doch bald Krieg ausbrechen wird, wünsche ich, daß an der Grenze noch einige Forts gebaut werden.“

Der ungarische Finanzminister. Ein bescheidener Zug aus dem Leben des ungarischen Finanzministers Dr. Bekere und ein hübsches Wort aus seinem Munde gegenwärtig die Kunde durch die vieler Blätter. Der Minister führt oft von der Hauptstadt nach seiner Wohnung Kúta-Danós. Diese häufigen Ausflüge wurden bemerkt, und als eines Tages Herr Bekere auf dem Balkon erschien, fand er einen hoheliegenden Salonwagen, ganz ähnlich demjenigen, den der Handelsminister v. Karos zu benutzen pflegt, zu seinem besonderen Gebrauch vorbereitet. Die Arbeiter dieses Affes der Zubereitungen hatten gespannt auf den Erfolg des kleinen Wanders, auf ein Lächeln, welches auf den feingehaltigen Lippen des Ministers erscheinen sollte, allein — umsonst, von einem Lächeln war nicht die Spur zu entdecken. Ganz im Gegenteil, der Finanzminister schien verstimmt worden zu sein und mit der Erklärung, er wolle keinen Vorzug für seine Person, ordnete er an, der Salonwagen solle abgeholt und darin zurückgelassen werden, wofür bereits gekommen sei. Damit befiel Dr. Bekere ein gewöhnliches Coupé erster Klasse und einem Bekannten, der Augenzeuge dieser kleinen Scene war, sagte er erklärend: „Ich bemähe mich nichts, so zu leben, daß es mir dazwischen nicht schwer falle, das — Winterpalais zu verlassen.“

Gegen die Enthaltensanktionsbestrebungen, welche sich neuerdings so sehr in den Vordergrund drängen, wendet sich der namhafte londoner Arzt Dr. J. Mortimer Granville in einem Eingeladent an die Times. „Unwissenheit ist nicht in höherem Grade die Folge des Trunkes, als ein Krach der Wirkde einer Fressenbrunn.“ Die völlige Enthaltensanktion von Wein und Bier ist ein häßliches Uebel, als der gelegentliche Mißbrauch dieser Getränke. Die im Zeitalter der Nüchternheit haben unberechenbaren Schaden gestiftet. Der gewöhnliche Engländer hat nicht solche Substanz wie vor vierzig Jahren. Das Trinken hat seinen Einfluß auf die Menge der Vermittlung. Die haben sich gerade seit der Zeit vermehrt, wo die Mühseligkeitsbestrebungen aufgetreten sind. Es wäre sehr zu wünschen, wie viele von denen, welche „trinken“, vermieden werden. Nach meiner Erfahrung bilden diese einen sehr kleinen Prozentsatz. Gerade viele der schlimmsten Krankheiten, wie Schwindsucht, Krebs, Gicht und Nervenleiden, haben ihre Ursache in der Schwächheit der Konstitution. Sie haben sich so ausgebreitet seit der Zeit, wo die Zerstörer und verdünnter Wein statt Bier und edlen Wein getrunken werden. Ich bin überzeugt, daß die Enthaltensanktionsbestrebungen einen zerstörenden Einfluß auf die moralische, geistige und körperliche Gesundheit des Volkes ausüben.“

Gelungene Satire. Julius S. Leitenheim schreibt in den „Wespen“. „Da die türkischen Räuber unangeseht Bewohner

des Landes entführen und diese so lange festhalten, bis das Lösegeld eingegangen ist, so ist anzunehmen, daß die türkische Regierung, welche das Lösegeld bezahlen muß, bald nicht mehr im Stande sein wird, die begehrten Summen so rasch wie bisher aufzubringen. Selbstverständlich wird dadurch der Aufenthalt der Entführten bei den Räubern sich jedesmal in die Länge ziehen. Um nun die Lage der Unglücklichen in etwas zu erleichtern, haben die Räuber beschlossen, ein — Hotel zu errichten, in welchem die Entführten bis zum Eintreffen des Lösegeldes stubegemäß Wohnung und einen guten, „würdevollen“ Dittungsstisch finden. Ein Zimmer nebst Pension soll bloß 2 R. St. täglich kosten. Als Koxier und Bedienung werden Räuber und deren Frauen und Töchter angesetzt. Das Hotel wird den Namen „Alphanas-Hof“ erhalten. Wertpapiere und bares Geld hat der eintreffende Entführer im Bureau abzugeben. Die Bedienung für den Fall, daß das Lösegeld nicht eintreffen sollte, hat der Gast im voraus mit 10 R. St. zu bezahlen. Das Hotel soll ganz im Stile der größeren pariser Hotels verpachtet werden. Für das Ausschreiben der Rechnungen ist der Bureauchef des größeren Hotels eines Dabeortes gewonnen worden.“

Zwei Junge aus einem Kanariener. Den Schweiz. J. f. Ornithologie“ theilt ein Jächter folgende seltenheit mit: „Ich habe von einem Kanarienerweibchen (Parus) 4 Eier erhalten; drei davon sind zu je einem Jungen ausgekommen, in den 4. waren aber zwei Junge vollkommen ausgewachsen, sie waren jedoch wahrcheinlich einen Tag vor dem Auskriechen abgestorben, vielleicht wegen Mangels an Nahrung, denn das 6. war nicht größer als die andern drei. Ich züchte nun schon seit 20 Jahren, aber so etwas ist mir noch nie vorgekommen.“

Eine lesbare Dialektstudie bietet das „Müll. Tageblatt“, den „Erlkönig“ in oberösterreichisch-französischer Mundart.

D'r Erlkönig. Um Gütscht Götze. Wer ritzt lo' spul par la nuit et le vent? Das isch dr Babbe mit sin entant. Er hat sie Seehle mit im Arm, Er hebt en sicher und hebt en warm.

Mon entant, di' bist lo' bleich und so blaß, Warum isch die Schrike so voll angst? Hiesich nit d' Erlkönig mit sin' Schweiß in Krone?“ „Sall ich e' Mebelstrei, Gott v'bronne!“

„Mon cher entant, tumm, gang dü mit mir, Gar isch nit angst mach ich mit dir. Gar isch nit Klenecke wasch en Strand, Um mi' Wünder hat mang gudig v'ement . . .“

„Mi' Babbe, mi' Babbe, un witt nit lo'se, Was mir d' Erlkönig verpicht' für chose!“ „Eig' riebig, sois tranquille, halt d' Schmitz, mon als, Dr Wind machs in de Blätter sie Gräs!“

„Mon cher entant, tumm mit mir waidil, I will de zeige lo'ste Rabbit! Et tanze lütschig, wenn Andri isch norde, All' Sunnitig s'Wünte in Storde . . .“

„Mon cher Babbe, un siehich nit derte s' Erlkönig's Teclere un' jütere Dertie!“ — „Mon als, sois tranquille, id' giesh's ja gnait, Es ischime die alte Wüde lo' gnait!“

„Mon entant, mich reizt ta belle figure, Un kunnst nit so salber, io' brüch ich G'walt, je t'assure!“ „Mi' Babbe, mi' Babbe! I fa der's nur jaise, Dr Erlkönig pact mit am Krone!“

Dr Babbe kriegt e' Ganshit, und ritzt drüf, In sine bras thiet' s' Kind e' Schuis, Er kummt an's Hüß; D' Santi Vallimorez, In sie bras isch's Kind — e' lapores!“

Bauernschändlichkeit. Ein Bauer, der in die Stadt zum Markte gehen will, sieht einen Nachbar desselben Weges fahren. „Se, Schmidt“, ruft er demselben zu, „du fährst wohl nach der Stadt?“ — „Ja.“ — „Willst du so gut sein und mir eine Fackel mitnehmen, die ich dahin schicken muß?“ — „Gern, aber wenn soll ich sie übergeben?“ — „Et, mit der Befehlung will ich dich nicht weiter belästigen,“ sagt der Fußgänger und fliehet auf den Wagen, „ich behalte sie gleich am mein Leib.“

Neuerer Kalauer. A.: „Wissen Sie denn, weshalb eigentlich die Franzosen so wüthend über Jöhngren sind?“ B.: „Wein.“ A.: „Das liegt doch sehr nahe: C'la's (Schlag) wegen.“

des Landes entführen und diese so lange festhalten, bis das Lösegeld eingegangen ist, so ist anzunehmen, daß die türkische Regierung, welche das Lösegeld bezahlen muß, bald nicht mehr im Stande sein wird, die begehrten Summen so rasch wie bisher aufzubringen. Selbstverständlich wird dadurch der Aufenthalt der Entführten bei den Räubern sich jedesmal in die Länge ziehen. Um nun die Lage der Unglücklichen in etwas zu erleichtern, haben die Räuber beschlossen, ein — Hotel zu errichten, in welchem die Entführten bis zum Eintreffen des Lösegeldes stubegemäß Wohnung und einen guten, „würdevollen“ Dittungsstisch finden. Ein Zimmer nebst Pension soll bloß 2 R. St. täglich kosten. Als Koxier und Bedienung werden Räuber und deren Frauen und Töchter angesetzt. Das Hotel wird den Namen „Alphanas-Hof“ erhalten. Wertpapiere und bares Geld hat der eintreffende Entführer im Bureau abzugeben. Die Bedienung für den Fall, daß das Lösegeld nicht eintreffen sollte, hat der Gast im voraus mit 10 R. St. zu bezahlen. Das Hotel soll ganz im Stile der größeren pariser Hotels verpachtet werden. Für das Ausschreiben der Rechnungen ist der Bureauchef des größeren Hotels eines Dabeortes gewonnen worden.“

„Vestohlen? Unmöglich! Man hörte kaum ja in dieser Gegend von Diebstählen.“ „Ich ginge sofort elich hinüber.“ „Ich besähe nichts von erheblichem Werth und mein Geld liegt nicht in der Schreibtisch,“ sagte Beatrice unterwegs. Sie war am wenigsten benüthigt.

In der That, nur Diebe konnten den Schreibtisch so gewaltsam geöffnet haben. Ein dices, neues Stemmeln hatten sie vergesen. Die Schließlade war fast ganz ihres Zubaltes beraubt. „Meine Tagebücher!“ schrie die Gräfin an.

„Hattest du nur die darin? Keine Werthpapiere oder dergleichen?“ fragte der Oberst. „Nichts, nichts, als was ich so in meinen einsamen Stunden schrieb und —“

Sie stockte. Offenbar blühte eine Idee in ihr auf. „Und?“ fragte der Onkel und Albrecht zugleich. „Die Briefe von Kapos!“ rief sie.

„Ah, diese Briefe! Laß sehen! — Hat man dein Geld gefunden?“ „Nein — nein! Hier ist der Kasten!“ bemerkte Rosine.

„Der Dieb, oder die Diebe waren verjagt, ehe sie Beute machen konnten.“ Damit beruhigte sich der Oberst. Albrecht sah nachdenklich und unruhig grübelnd vor sich hin, Beatrice schien durch den Verlust ihrer Tagebücher auf das Empfindlichste berührt zu sein und Agnes befiel das.

„Es ist unmöglich, Gräfin, daß Sie hier ferner allein wohnen,“ sagte Albrecht dann. „Sie haben recht und kein günstigerer Moment für deine Rückkehr ins Schloß kann erdacht werden,“ stimmte der Oberst zu.

„Aber du wirst dies traute Heim vermissen. Es ist hier so viel schöner und wohlthätiger als da draußen!“ wandte Agnes ein.

Die Gräfin nickte. „Ich werde noch heute übersiedeln. Aber was wird mein Vater dazu sagen?“ „Der ist wie das Stuckdick,“ brach der Oberst los; „er lehrt sich gegen dich mit einer Verbissenheit, die nicht aus ihm selber kommt. Ich habe mich jetzt vier Stunden mit ihm gestritten. Wir erreichen nichts, gar nichts, Kind, Agathe steht fester als je in seinem Vertrauen.“

„Lassen Sie mich zu Ihrem Vater gehen, Gräfin, vielleicht stimme ich ihn um,“ sagte der Baumeister.

„Ja, gehen Sie nur. Verlassen Sie Ihr Heil, Fritz! Sie können den Verrger besser vertragen, als ich, ausdrücken werden Sie nichts,“ stimmte der Oberst spöttisch zu.

„Sind die Zimmer für Ihre Aufnahme bereit, Gräfin?“ fragte Albrecht, der an alles dachte. „Wären sie es auch nicht, ich würde mich schon einrichten,“ erwiderte sie.

Albrecht ging; die Damen zitterten mit Rosine jetzt einsacken, der Oberst mit Agathe die Sommer der Gräfin besichtigten und Leute zum Tragen der Möbel beim Hofmeister bestellen.

Der Baumeister fand den Baron in zorniger Aufregung. „Sie kommen wohl auch, mir zu sagen, daß ich verrückt sei, meine Tochter für wahnwüthig zu halten?“ fuhr er bei den ersten Worten desselben los.

„Hat Ihr Herr Bruder diese Meinung geäußert?“ lachte Albrecht gutmüthig. „Natürlich, er weiß ja alles besser!“

„Na, einen kleinen Sparran soll jeder haben!“

„Aber das sage ich ja! Er hat einen Sparran, er selbst, und

Willenlos.

Roman von F. Haidhlm.

einen großen! Den ganzen Tag und alle Tage heißt's jetzt: Sein oder nicht sein? Ist sie's oder ist sie's nicht? Und während wir streiten, bringt sie uns um mit ihren —“

„Zaubertränken,“ ergänzte lachend Albrecht. „Der Oberst befindet sich sehr wohl danach.“

„Meinetwegen! Den ganzen Tag liegt er mir in den Ohren wegen Beatrices, und die hat er allein so aufgehegt. Die saß still sonst in ihren Klammern, und man hörte und sah nichts von ihr. Aber ich will sie nicht im Hause haben. Ich will Ruhe! Ich will meine treuen Leute behalten! Alle Zweifel, soll ich mir vorschreiben lassen, wen ich um mich haben will? Die Agathe ist mir angenehm, sie hält mein Haus in guter Ordnung, ich kann mich auf sie verlassen. Damit basta!“

„Ihr Fräulein Agathe wird nächstens heirathen, höre ich,“ wandte Albrecht ein.

„Unfimi!“ brumnte der Baron. „Doch nicht. Es ist besprochen, daß sie und Reiners sich heirathen wollen.“

„Gott, nun kommt mir der einzig Vernünftige mit solchem Klatsch!“ schrie ärgerlich der Baron. „Albrecht brach das Thema ab; es war nutzlos, zu reden.“

„Ich vermag Ihnen zu erzählen, daß man bei Ihnen gestohlen hat, Baron, oder vielmehr bei der Gräfin.“

„Gestohlen? Hier? Man hat noch nie gestohlen bei uns!“ rief der Baron.

„Dennoch ist es heute geschah; Einbruch und Diebstahl.“ „Was hat man ihr denn genommen?“ fragte er ziemlich unbedächtig.

„Ihre Tagebücher, Briefe, allerlei Aufzeichnungen, — das Geld hat man nicht gefunden.“

„Was!“ hatte der Baron gemacht, als Albrecht von den Tagebüchern sprach. „Ihr Gräfin Kapos ist der Verlust sehr peinlich!“ sagte jener ernst.

„So? nimmt sie's so? Ich sage Ihnen, die ganze Schreibererei wird Unfimi gewesen sein.“

„Unfimi! Sie urtheilen sehr hart. Ich bin sogar der Meinung, Sie urtheilen vollkommen falsch. Die Gräfin ist gesund.“

„Zum Tollwerden ist's!“ schrie der Baron wüthend. „Meinetwegen glauben Sie, was Sie wollen, lieber Albrecht, aber lassen Sie mich ungeschoren damit.“

„Verzeihung, Baron, ich komme im Auftrage der Gräfin —“

„Sie auch? Mein Bruder und Sie? Wenn ich nur einzuweisen vermöchte, was Sie Beide vorhaben? Agathe, Reiners, ich, das ganze Gefinde — wir sind alle überzeugt. Herr Galt, wie oft soll ich wiederholen, was sonnenklar ist?“ brach er ungeduldig ab.

„Ihr ganzes Gefinde, Baron, bezeugt, daß Gräfin Kapos nichts gethan, was —“

„Schweigen Sie, mein besser Herr, oder reden Sie weiter, wie es Ihnen beliebt, ich bin zu Ende. Ich bin das Opfer, ich werde hinfalten; die Zeit wird es lehren, daß ich nicht nur eine Narrin im Hause habe, sondern, verzeihen Sie mir den harten Ausdruck, daß sie die Herren magnetisch anzog.“

„Ich war immer eine Art Don Quixote, Baron!“ lachte Albrecht. „Nur mit Lachen und Scherz war demselben beigekommen.“

„Nun — also! — Was wollen Sie? Machen Sie der Dual ein Ende. Ich bin ein alter, schwacher Mann — ich gebe nach. Fordern Sie also.“

„Die Gräfin darf nicht länger drüben allein wohnen, Baron, sie wünscht ihre ehemaligen Zimmer hier im Schloße wieder zu beziehen.“

Ganz entsetzt sah der Baron aus, aber so hilflos, wie immer dem Widerstande gegenüber.

Alle die Redaktionen verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



„Und dann soll der Krieg mit der Agathe wieder losgehen?“  
 „Sie bittet um die Entlassung der Haushälterin. Sie will mit einer neuen, tüchtigen Hilfe Ihrem Hause vorstehen.“  
 „Nimmermehr!“ Der Baron sprang auf. „Wie und nimmer!“  
 „Baron, überlegen Sie sich diesen Punkt. Die beiden Damen harmonieren nicht, die Gräfin ist Ihre Tochter.“  
 „Und wäre sie ein Engel vom Himmel!“  
 „Ich nehme diese Entscheidung nicht als Ihr letztes Wort, Baron. Vielleicht lernen Sie bald die Sache anders aufzufassen.“  
 „Nein!“ fluchte sich dieser.  
 Sie wurden unterbrochen. Der Oberst, eine ganz neue Zeitung in den Händen, trat ein.  
 „Bist du bei der Dachauer Bank betheiligt?“ fragte er seinen Bruder lebhaft und sehr ernst.  
 „Wieso? Ja! Das heißt, ich glaube! Keiners hat mir davon geredet.“  
 „Zeige mir die Papiere, das läßt sich ja sehr schnell feststellen!“  
 „Die hat Keiners.“  
 „Zum Kuckul! Immer und überall antwortest du mir mit Keiners. Du weißt aber doch, ob du zwölf und auch zwanzig Prozent bekommen?“ rief der Oberst ärgerlich.  
 „Ja, darüber weiß ich leiter Gottes nur zu gut Bescheid!“ war des Barons Antwort in kläglichem Tone. „Zwölf Prozent! Drei und vier hab' ich bekommen — und höchstens fünf. Dabei waren die Papiere theuer gekauft. Lieber Gott, zwölf Prozent — 's ist ja zum Waschen! Aber du kannst ja mit Keiners sprechen, wenn er zurückkommt.“  
 „Ja, das werde ich mir um Interesse deines guten Namens sehr ernstlich erlauben. Höre nur, was man hier schreibt!“ — Und er las einen Bericht vor über die schändlichen Operationen und Betrügereien dieser Schemdelbank. Der Artikel schloß mit dem Satz: „Und wie sich leider herausstellte, haben sich Männer aus dem ersten Familien des Landes nicht gehalten, ihre Kapitalien einem fuchswürdigen Unternehmen zur Verfügung zu stellen, um damit das sauer erwordene, mühsam erworbene Geld Tausender von kleinen Handwerker, bürgerlichen Rentiers und fleißigen Bauern an sich zu ziehen. Schande über die großen Herren, welche ihren Stand und Namen so herabwürdigten!“  
 „Nun, und das soll auf mich gehen?“ fuhr der Baron seinen Bruder an.  
 „Sollt du mir nicht neulich gesagt, du seiest an verschiedenen Unternehmungen betheiligt, die schlecht fänden? Ist Keiners nicht nach München aus dieser Ursache?“  
 „Braucht denn das gleich eine so infame Geschichte zu sein?“ schrie der Baron, der die Zeitung aufgenommen hatte und darin selbst den Artikel nachlas.  
 „Ich will wünschen und hoffen, daß ich mich täusche. Du siehst aber jetzt ein, daß du selbst dich um die Verwaltung deines Vermögens kümmern mußt.“  
 „Ja, ja! Ich sehe ein, daß ich einen Vormund brauche. Stellst mich doch nur unter Kuratel, dann hat 's ja ein Ende und ihr habt, was ihr wollt. Oder soll ich für verrückt erklärt werden und meiner Tochter Macht über mich geben?“ rief wiederlich der Baron. Er war sichtlich über die Geldaffäre in Unruhe gerathen und nun, ganz wie immer, am Ende seiner moralischen Kraft.  
**Eine gute Kameradschaft.**  
 Bild aus dem steierischen Volksleben. Von R. Hofegger.  
 „Seppel, Seppel, am Montag mußt du zum Gericht!“  
 „Wer, ich?“  
 „Du.“  
 „Bist aber nicht geschickt.“  
 „Das bitte ich mir aus, der Gerichtsbote ist immer geschickt.“  
 „Ja, was soll ich denn beim Gericht? Hab' ich was angelieft?“  
 „Stehen hast dich lassen.“ antwortete der Bote.  
 „Ach, allemal noch diese dumme Geschichte!“ rief der Seppel aus. „Wer hat ihn denn verdacht, den Kladel-Schneider?“  
 „Hast denn nicht du ihn selber verklagt, daß er dir das Messer in den Leib gesteckt hat?“  
 „Geh, wer wird denn der Dumme wegen so Geschichten machen? Ich hab' nichts gesagt.“  
 „Wißtann hat der Staatsanwalt die Anzeige gemacht,“ jagte der Bote.  
 „Was geht denn das den Staatsanwalt an?“ beehrte der Seppel auf, „den hat er ja nicht gestochen, der Schneider!“  
 „Den Staatsanwalt geht das schon was an, mein Vebier!“ belehrte der Gerichtsbote. „Wer gestochen wird, der ist ihm freilich gleichgültig, aber wer sieht, den paßt er. Der Staat, mußt du wissen, kümmert sich nur um die schlechten Leute, nicht um die braven. Und ist in Ordnung das, der schlechten wegen ist er da, die braven brauchen gar keinen Staat.“  
 „So soll er auch mich in Fried' lassen,“ jagte der Seppel, „ich will nichts mehr wissen vom Handel und der Kladel-Schneider ist mein Kamerad, über den laß' ich nichts aufkommen.“  
 „Mußt am Montag zur Tagelohnung, gegen ihn Zeugenhaft geben, da hast die Verbindung. Und da auf diesen Brief schreibst deinen Namen her, daß das Gericht weiß, ich hab' dir die Zustellung richtig zugestellt. Kannst nicht schreiben, so mach' ein Kreuz!“

Der Oberst trat zu ihm, während Albrecht sich mit der Zeitung zu thun machte.  
 „Erwin!“ sagte er leise und eindringlich, „Erwin! ich bin jede Minute reisefertig, sage ein Wort und ich verlasse dich! Aber fordere nicht, daß ich dich und Beatrice hier in diesen verurtheilten Zuständen lasse, so lange ich bei Euch bin. Entweder ich bleibe und handle oder ich gehe, und es mag dann alles in der herrlichen Verfassung weitergehen, in welcher ich es fand. Du bist jetzt gesund, deine Krankheit ist kein Vorwand mehr.“  
 „Ich bitte dich, Bruder, nimm doch nicht alles gleich so schroff! Wie kannst du mich allein lassen werden? Mir scheint ja selbst, daß hier vielleicht mancherlei in meinen Angelegenheiten klarer liegen könnte,“ jammergehr der Baron.  
 \* \* \*  
 Fräulein Agathe war völlig wehrlos gegen das rücksichtslose Durchgreifen des von ihr bitter gehaßten Oberst. Alles, was sie in den Momenten, wo der Baron allein war, von diesem erreichte, triß Oberst Bartenstein mit seiner herrlichen Befehlshaberweise wider nieder.  
 Zu widerlegen wagte sie sich nicht, und wenn sie die hallofe Schwäche ihres Herrn, so lange ihre Alleinherhaft gebaut, mit Frohlocken ausnützte, so hatte sie jetzt wirklich keine Ursache, sich derselben fern zu freuen, denn wie er unter ihren Einflüsterungen zu allem ja sagte, so that er das ebenjo, wenn auch mit anfänglichem Widerwillen, allemal, wenn sein Bruder fordernd oder beruhend an ihn herantrat.  
 Sie war viel zu klug, es durch Widerstand zu einer Scene kommen zu lassen, und enig konnten diese Gräfin nicht lieben. Schweigend, aber bebend vor Wuth, öffnete sie öfters die Thür ihres jahrelang verschlossene Zimmers, zog die Rouleaux und Vorhänge zurück, ließ durch die Fenster Sonne und Sommerluft hinein in die schönen Räume, welche Agathe noch nie gesehen, und bot gefügig ihre weitere Hilfe an, als Marie herüberkam und die Knechte vom Vorwerk begannen, die Möbel, Bilder zc. herüberzutragen, welche die Gräfin behalten wollte.  
 Am Abend zog die Gräfin selbst ein.  
 Der Baron sah ein, daß, wenn seine Tochter, ruhig und vernünftig, war, er nichts gegen sie und ihre Umwelten haben konnte. Ihre veränderte Weise befremdete ihn höchlich. Ganz erkaunt blickte er sie an, die statt der sonstigen liebevollen Bärtlichkeit jetzt gegen ihn eine ruhige Stillschtheit zeigte, die ihn förmlich einschüchterte.  
 „Hast du mir die Namen der Aerzte aufgezeichnet, Onkel?“ fragte sie bei dem gemeinsamen Abendessen den Oberst.  
 Er gab ihr die Namen.  
 Sie nannte zwei der berühmtesten davon und jagte dann: „An diese beiden will ich schreiben, Vater, du sollst Klarheit, und ich will Freiheit haben, wenn die Herren sie mir zuerkennen.“  
 Spät erst ritt Herr v. Albrecht heim, voll sorgender Gedanken für die Gräfin und deren Pläne. Aber über das alles hin wogte und wallte plötzlich eine stürmische Liebe zu Agathe und mit derselben waren gleich bange Zweifel an ihrer Egenliebe in ihm aufgetaucht. Als er am Vorfrühling vorüberkam, sah er Licht hinter den Fenstern des Krankens. — Wie mochte es ihm gehen? Er nahm sich vor, gleich morgen früh hinunter zu schickeln und am Nachmittag dann selbst vorzujprechen.  
 (Fortf. folgt.)

„Deswegen hat's mir, schreiben können wir schon!“ jagte der Seppel und zeichnete mit ächzerer Noth, aber innerem Stolz seinen Namen aufs Papier. Damit gab der Bote sich zudrehen und ging seines Weges.  
 Der Seppel war ein etwa 35jähriger Bauernburche von hünenhafter Größe. Ueber sechs Schuh an Länge, bei den Achseln fast drei Schuh an Breite, aber mit gewöhnlichen Schuhen gemessen, nicht mit den feinen, denn von diesen war jeder zwei Schuh lang, großmächtig an den Gliedern und muskeltrotz, aber schwerfällig an Bewegungen. Auf dem sonnenbräunten Sternnaden ein hüftlicher Kopf mit sichtlichem rothblauem Haar, das breite Gesicht wohl gerüthet, aber farblos, die Augen mattrau und gutmüthig dreinsehend in die Welt, die er gerade so nahm, wie sie war.  
 Als der Montag kam mit der „Tagelohnung“ (der Verhandlung), stand nun dieser Burche vor dem Gericht. Vor demselben stand aber auch ein kleines, mageres, überaus rülpfames Kerlchen in schwarzem, halb ständischen Anzug, und ihm zur Seite ragten zwei kaumstärkere Gendarmen mit gelackter Waife.  
 „Allo, Josef Vichtenbacher,“ jagte der Richter nach einigen Vorfagen zum Bauernburchen, „wie war es?“  
 „Ja, wie war es!“ antwortete der Seppel achtselnd. „Eine Dummeheit.“  
 „Warum ist an jenem Abend im Wirthshause gerauft worden?“  
 „Aus Unterhaltung.“  
 „Aus Unterhaltung bringen sich ja doch vernünftige Leute keine Sunden bei,“ meinte der Richter, es muß einen Grund gehabt haben.“  
 „Freilich hat's einen gehabt,“ vertheidigte der Seppel, „weil wir haben müssen wollen, welcher stärker ist.“  
 „Wie viele waren ihrer?“  
 „Mein Gott, wie viel werden's gewesen sein,“ jagte der Burche nachhinnend. „Da war einmal der Mäjer-Platz, nachher war der Schwaibhofer Sinnerl, nachher war auch noch der Klopfer-Sohn, der Kranzel.“  
 „Waran das Alle?“  
 „Ich bin halt auch dabei gewesen.“  
 „Und —?“  
 „Nachher wird auch der Fleischhacker Siefel gewesen sein und der Wüßelwirth. Sonst weiß ich keinen mehr. Wichtig, ein etlich Weiberleut' sind auch noch gewesen.“  
 „Und der Anton Wöllersberger?“ fragte der Richter?  
 „Der Anton Wöllersberger — wer ist der?“  
 „Genannt der Kladel-Schneider?“  
 „Jesah, der Kladel-Schneider!“ rief der Seppel, „den hab' ich halt verzeihen.“  
 „Der hat Ihnen ja das Messer in den Leib gesteckt!“ rief der Richter.  
 „Aber sie haben's ja wieder herausgezogen.“  
 „Sind Sie mit ihm in Feindschaft gewesen?“  
 „Ab beleidigt,“ jagte der Burche. „Der Mirzel wegen ist's halt hergangen. Wir haben sie halt jeder wollen haben.“  
 „Der Schneider und Sie?“  
 „Ja, mein, ich und der Sinnerl. Und die Mirzel hat gesagt: den Stürtere nehm' ich. Also haben wir halt wollen wissen, welcher der Stärtere ist.“  
 „Wie kam aber der Schneider dazu?“  
 „Ja, der ist halt auch dabei gewesen.“  
 „Mit dem Schneider sollen Sie ja gar nicht gerauft haben!“ sprach der Richter.  
 „Na freilich nit,“ entgegnete der Seppel schmunzelnd, „da haben wir's schon so auch gewußt, welcher der Stärtere ist. Mit dem Platz und mit dem Sinnerl hab' ich gerauft.“  
 „Und wie war es weiter?“  
 „Der Burche suchte die Achseln. „Wie soll's denn gewesen sein?“ Wir haben halt gerannt.“  
 „Fenster zerklagen, hat ein Zeuge ausgegagt, beidennämlich geschrieben, in den Häusern auf einander losgedroschen und zwei Substanz abgebrochen.“  
 „Na freilich, weil wir gerauft haben.“  
 „Und der Anton Wöllersberger?“  
 „Ja — der Schneider,“ jagte der Burche. „Der hat zuerst nur zu geschaut. Nachher, wie er gesehen hat, der Schwaibhofer Sinnerl hat untenau, da hat er ihn gestochen, weil er sein Kamerad ist.“  
 „Wie hat er ihm gestochen?“ fragte der Richter.  
 „Halt austhellen hat ihm wollen, weil ich dem Sinnerl so auf dem Bauch bin getriert und der Sinnerl allemal schreit: du Simpel, du druchst mir ja das ganz' Nüchel heraus!“  
 „Und was hat der Schneider gemacht?“  
 „Ich hab' nichts gesehen. Wie wir nachher aufgestanden sind und brav gelacht haben, hab'ert auf einmal ein Weibsbild: Jenes Maria, Seppel! Die hecht ja ein Weiser im Ruckel!“ — Ich

brah mich um, noch allemal nichts. Tuxel! jag ich, hab' ich schon a Weil was beige gehört! Hab' nachher hünergeriffen mit der Hand und steck richtig das Messer dein.“  
 „Soll ja gute zwei Zoll tief gesteckt sein,“ jagte der Richter.  
 „Kann ich sein,“ antwortete der Richter rubig, „weil es gar nicht heraus hat wollen. Ich gwaglos (hin- und herziehen) eine Weil, g'schaff aber nichts. Simmerl, jag ich, jet so gut, zieh mir das Messer heraus!“ Der Sinnerl gwaglos auch eine Weil und g'schaff' auch nichts. Nach der Zeitel beum nit außer! jagt der Sinnerl, schon damit hat es sich vertummel zwischen den Knochen und das Heft ist blutkladig. — Brovir' du's, Platz! jagte der Sinnerl. Mütt doch a Schand sein! jagt der Platz und gwaglos und gwaglos und endlich hat er's herauben.“  
 Nun fragte der Richter den Burchen: „Was haben Sie nachher gemacht?“  
 „Wer, ich?“ fragte der Seppel entgegen. „Das Messer hab' ich angehaucht. Ist ein langes Brotmesser geweser, aber weiter nit abgebrochen.“  
 „Und das Loch?“  
 „Das Loch in der Jacke hat der Schneider ja wieder zugestickt.“  
 „Ich meine die Wunde, die er Ihnen gestochen hat.“  
 „Ja, die Wunde auf dem Buckel. Die Weiberleut' haben ein Pfalter draufgelegt.“  
 „Und dann —?“  
 „Dann nachher sind wir Kartenspielen gegangen.“  
 „Und der Anton Wöllersberger?“  
 „Na, der Schneider! Der Schneider hat auch mitgepielt.“  
 „Und haben Sie ihn nicht zur Feindschaft gezogen?“  
 „Freilich haben wir gestritten. Der Schneider hat allemal falsch ausgepielt.“  
 „Und des Weiberleut's wegen? Haben Sie es gleich gemußt daß der Wöllersberger gestochen hat?“  
 „Ab freilich.“  
 „Er hätte Sie ja todt stechen können!“  
 „Ja,“ meinte der Burche, „das hab' ich ihm auch gesagt, ein anders mal sollt' er nit so ungeschickt sein. Das größt' Malheur kommt man denen bei einer solchen Dummeheit!“  
 „Jesah Vichtenbacher!“ sprach nun der Richter, „Sie fordern wohl Schmerzensgeld?“  
 „Ich? Wegen was?“  
 „Ist die Wunde jetzt heil?“  
 „Ich glaub' schon. Hab' nachher nimmer nachgeschaut.“  
 „Also verzeihen Sie ihm auch?“  
 „Wem?“  
 „Dem Anton Wöllersberger!“  
 „Na, jagt der Seppel, „verzeihen! Warum denn? Bin ja gar nie hart (bedeutig) gewesen auf ihn. Er hat mich halt a Pfeifel jagen wollen.“  
 Jetzt meudete der Richter sich zum Angeklagten und sprach: „Nun, Anton Wöllersberger, was jagen Sie dazu?“  
 Der Anton Wöllersberger suchte erst recht die Achseln.  
 „Warum haben Sie gestochen?“  
 Der Schneider antwortete ganz bekommen: „Weil ich dem Schwaibhofer-Simmerl das' helfen wollte.“  
 „Mit dem Schafzen Messer?“  
 „Ja, mit den Händen allein hab' ich halt nichts ausgerichtet,“ gefand der Schneider treuhertzig zu.  
 „Wöllersberger, ich werde Sie einperren lassen!“  
 Nun trat der Seppel vor und jagte: „Ach bitt' Herr Richter, machen's keine Geschichten. Der Schneider ist halt jüt ein Pfeifel gut angelegt gewesen. Hat ein etlich Klafel Schüller' trunten gehabt. Einperren wegen so einer Dummeheit! Ist mein guter Kamerad, der Schneider. Ich bitt' lassen's es gut sein.“  
 Der Richter nickte auf seinem Sitze etwas irritirt hin und her und dann sprach er: „Ich fürchte, der Wöllersberger könnte wieder einmal gut ausgelegt werden und will ihm nun Zeit geben zum ermiten Nachdenken, daß man bei guter Verne nicht dem guten Kameraden das Messer in den Leib nennt. Dreizehn Monate Arrest werden nicht zu viel sein.“  
 Der Schneider jagte kein Wort. Der Seppel rief ihm zu: „So, kom, jetz halt du die Dummeheit!“ und ging misnützig nach Hauie.  
 Die Geschichte hat sich erit vor kurzem zugezungen mitten in Steiermark, mag ich ähnlich oft schon ereignet haben und wird sich immer wieder ereignen, denn der Seppel geht im Lande tausendfach um. Er ist — getraue ich mir zu jagen — das Uebel des steierischen Bauers: nicht wehrdig und nicht rachsüchtig, einet, der erlittene Unbill sich oft kaum bewußt wird, und wenn auch, so am liebsten sein Aufbehrens davon macht. Ein paar Weiberliche wegen hört die Kameradschaft schon lange nit auf.

Bunte Zeitung.

\* Vom Kaisermandber zu Währmoos berichten boierliche Blätter folgendes Geschichtchen, dessen Held der Burche eines Hauptmanns, ein Soldat des in Wärschaft llegenden 2. Jäger-

Bataillons war. Dieser Wiedere begaunete, während er das Ross seines Herrn wartete, einem der Suite des Kaisers angeborenden japanischen Hauptmann, der ihm alsbald durch seine ungewöhnliche und pläuzende Uniform in die Augen fiel. Nun hatte unter Marsjüngler schon öfters gehört und auch gesehen, daß beide

